

# Verkannte Grundlagenforschung

Die Präsidentin der **Universitätenkonferenz**, Sabine Seidler, im Interview über die Situation der Universitäten nach Corona.

Von Cathren Landsugesell

Die Universitäten stehen unter Druck: Es gibt keinen Wissenschaftsfonds, der den Ausfall der Nationalstiftung kompensieren könnte; die aktuelle Novelle des Universitätsgesetzes ist umstritten und Sars-CoV-2 macht ein universitäres Leben schwierig. Die **Präsidentin der Österreichischen Universitätenkonferenz (Uniko)**, Sabine Seidler, im Gespräch.



Sabine Seidler, Präsidentin der **Uniko** und **Rektorin der TU Wien**. Foto: Stanilav Jenis

„Wiener Zeitung“: Was bedeutet ein Jahr Corona für die Unis?

**Sabine Seidler:** Im Grunde, dass wir zwar einen Forschungs- und Lehrbetrieb haben, zum Beispiel Vorlesungen im Distanzmodus, aber zwei wesentliche Aufgaben von Universität nicht erfüllen können, nämlich den inhaltlichen Diskurs zu befeuern und Innovation zu kreieren, ebenso wie die soziale Aufgabe der Universität, Netzwerke zu ermöglichen und den Austausch zwischen den Lehrenden und den Lernenden. Das macht uns zunehmend zu schaffen. Es wird zunehmend schwieriger, sich selbst und die Studierenden zu motivieren, mitzutun, die Studierenden leiden unter psychischen Problemen, die unter normalen Bedingungen vermutlich nicht in dem Maße aufgetreten wären. Was die langfristigen Folgen betrifft, fehlen uns die Daten. Für diejenigen, die in dieser Woche das Studium begonnen haben, ist die Situation besonders schlimm, weil sie kaum Präsenzveranstaltungen haben können. Wir hoffen, dass sich das mit den Tests nach Ostern bessern wird. Ich befürchte aber, dass wir viele junge Menschen verlieren, die ihr Studium beenden und vielleicht nicht wieder aufnehmen.

Hat sich Ihre Sichtweise auf die Digitalisierung verändert?

Ich persönlich war immer der Ansicht, dass die Digitalisierung

große Chancen birgt, aber dass nicht alles digitalisierbar sein wird. Ich bin überzeugt, dass es den persönlichen, direkten Austausch braucht. Menschen sind soziale Wesen, und ich kann und möchte mir nicht vorstellen, dass Menschen irgendwann aufhören können, als solche zu agieren.

Der Wissenschaftsfonds FWF hat drei Förderschienen gestrichen, da unter anderem die Nationalstiftung ausfällt. Wie betrifft das die Universitäten?

Für die österreichischen Universitäten ist der FWF einer der bedeutendsten Fördergeber. Das Forschungsfinanzierungssystem in Österreich ist auch im internationalen Vergleich ein außerordentlich Vielschichtiges, allerdings ist der Anteil der wettbewerblich vergebenen Förderungen zu gering, wie das auch die OECD 2018 festgestellt und empfohlen hat, den Anteil der im Wettbewerb vergebenen For-

schungsmittel überproportional zu erhöhen, wenn Österreich seinen Forschungs- und Entwicklungsstand nachhaltig stärken will. Diese Stärkung geschieht am besten über den internationalen Forschungsnachwuchs und ganz bedeutend ist da auch die Grundlagenforschung, wo Österreich den größten Aufholbedarf hat. Wenn solche Förderprogramme, die sich an den wissenschaftlichen Nachwuchs wenden, gekürzt werden, dann ist das nicht nur für die Universitäten und den wissenschaftlichen Nachwuchs schlecht, sondern letztlich auch für Österreich generell.

Warum kommt es aber seit Jahren nicht zu dem von allen Seiten geforderten Wissenschaftsfonds?

Wenn ich eine Antwort hätte, wüssten wir, wo wir ansetzen könnten. Das Hauptproblem liegt darin, dass der Stellenwert von Grundlagenforschung nach wie vor nicht erkannt wird. Eigentlich

ist die jetzige Situation natürlich die beste, um diesen Wert zu zeigen: mRNA-Impfstoffe würde es nicht geben, wenn nicht auf diesem Gebiet seit über zwanzig Jahren gearbeitet werden würde.

Sind die Universitäten von sich aus zu nah an die Wirtschaft gerückt?

Man darf nicht vergessen, dass die Forscher und Forscherinnen sich natürlich in die Richtung entwickeln, wo sie Geld akquirieren können. Und die angewandte Forschung ist in Österreich deutlich besser ausgestattet als die Grundlagenforschung. Die TU Wien akquiriert in etwa die gleiche Summe von FWF und FFG, das sieht an den großen Allgemeinuniversitäten mit den großen geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereichen anders aus. Diese haben einen deutlich höheren Anteil an Grundlagenforschung. Sie brauchen aber weniger Infrastrukturen, sodass tendenziell auch weniger Fördermittel verbraucht werden. Aus

meiner Perspektive würde ich sagen: Nein, wir sind nicht zu stark an die Wirtschaft herangerückt, weil es ja kein Gegeneinander ist, sondern wir beides brauchen.

Die Novelle des Universitätsgesetzes wird die Dauer von Kettenverträgen deckeln. Verstehen Sie die Kritik daran?

Es gibt keine Lösung, die für alle gleich gut passt. Was in der Diskussion zu kurz kommt: Universitäten haben einen Ausbildungsauftrag; das heißt, Teil dieses Auftrages ist es, Absolventinnen und Absolventen eines Doktoratsstudienganges aus dem System hervorzubringen. Aus meiner Sicht ist es aber nicht denkbar, dass jeder Doktoratsabsolvent, jede -absolventin eine Stelle an der Universität bekommen kann. Das wissenschaftliche System lebt von Austausch, und es geht auch um das Thema Generationengerechtigkeit: Wenn wir in der jetzigen Situation allen in dieser Generation einen unbefristeten Vertrag anbieten, haben wir keine Stellen mehr für Doktorandinnen und Doktoranden. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir als Universitäten die Verantwortung haben, gerade die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern frühzeitig auf Karriereoptionen innerhalb und außerhalb der Universitäten aufmerksam zu machen. Wir müssen alles daransetzen, dass unser wissenschaftlicher Nachwuchs auch wissenschaftlich selbstständig ist und es nicht mehr diese Abhängigkeit von dem einen Lehrstuhl gibt, sondern Teams, die sich gegenseitig befruchten. Und da stecken wir in einer Übergangsphase. Das löst aber das Problem der Lehrbeauftragten und der Lektorinnen nicht. Das ist mir bewusst. Durch die Regelung herrscht nun Klarheit, dass man nur eine befristete Anzahl von Jahren nach einem Doktorat eine befristete Stelle haben kann. Beide Seiten können sich darauf einstellen. ■

## Besser vor Mutationen geschützt

Studie: Impfstoffe sollten mehr vom Virus zeigen, um die T-Killerzellen zu stärken.

**Wien.** Bei einer Infektion mit Sars-CoV-2 reagiert der menschliche Körper nicht nur mit der Bildung von Antikörpern, sondern auch mit T-Killerzellen. Damit diese schnell und erfolgreich befallene Zellen abtöten können, müssen sie infizierte Zellen auch als solche erkennen. Das heißt, sie müssen wissen, welche Eiweißstoffe zum Virus gehören. Damit sie das wissen können, müssen auch diese Eiweiße im Zuge der sogenannten Immunantwort von den Körperzellen gebildet werden.

### Ernster Hintergrund

Andreas Berghaler, Forscher des Forschungszentrums für Molekulare Medizin (Cemm), regt auf Basis einer gemeinsam mit der Med-Uni Wien durchgeführten Studie an, die Impfstoffe so zu gestalten, dass sie dem Immunsystem mehr vom Virus zeigen: Nicht nur jene Teile des Spikeproteins, die dann bewirken, dass Antikörper gebildet werden, sondern ebenso weitere Erkennungsstellen (Epitopen)

an diesem Protein, die speziell für die T-Killerzellen relevant sind. Impfungen würden dann nicht nur dazu führen, dass Antikörper gebildet werden, sondern gleichzeitig den T-Killerzellen helfen und sie „trainieren“, das Virus zu erkennen.

Der Hintergrund ist ernst: Sollten sich nämlich zukünftige Mutationen des Virus auch an der



Infotafel vor einem **Brüsseler Impfzentrum**. Foto: reuters / Herman

begrenzten Auswahl von Epitopen zeigen, die zugleich für die Antikörper wichtig sind, wären die T-Killerzellen weniger wirksam: Weil sie nie eine ganze Bandbreite von Epitopen kennengelernt haben, können sie den Ausfall der Antikörper nicht ausgleichen. Infizierte Zellen bleiben unerkannt. Es gebe aktuell wenige Hinweise, dass sich Mutationen in Epitopen für die T-Killerzellen verstärkt verbreitete, lautet das Ergebnis einer Studie, bei der das Erbgut der Coronaviren von 750 infizierten Personen sequenziert wurde, um die Wirkung einzelner Mutationen auf die Immunantwort der T-Killerzellen zu analysieren. „Dabei ist klar herausgekommen, dass sie sich bei veränderten Erkennungsstellen weniger oft teilen, weniger Zytokine produzieren und weniger Zielzellen töten“, sagt Andreas Berghaler. „Das ist eine starke Evidenz, dass die T-Killerzellen solche einzelnen, mutierten Epitope nicht mehr erkennen können.“ ■ (cal)

## Kurz notiert

**Cluster an der Scala.** An der Mailänder Scala ist ein Corona-Infektionsherd ausgebrochen. 35 Balletttänzer und drei Mitglieder der Ballettleitung wurden positiv auf das Virus getestet. Die Aktivitäten des Balletts waren bereits am 26. Februar ausgesetzt worden, nachdem ein positiver Fall unter den Tänzern gemeldet wurde.

**Anton Thuswaldner gestorben.** Der Maler und Bildhauer Anton Thuswaldner ist am Dienstag in seinem Haus in Salzburger Kaprun gestorben. Der in Klagenfurt geborene Künstler wäre im Juli 92 Jahre alt geworden. Mit seinem Schaffen sorgte er mitunter für heftige Diskussion. Vor allem die Verhüllung des Mozart-Denkmal in der Stadt Salzburg mit 700 Einkaufswagen wurde zum großen Aufreger des Mozartjahres 1991 – im 200. Todesjahr des Komponisten. Erneut für Unmut sorgte drei Jahre später ein Stein mit einem Zahlencode, den Thuswaldner auf dem Kapitelplatz aufstellen durfte. Nachdem Schüler den Code entziffern konnten – die Botschaft lautete „Arschlöcher“ –, wurde

der Stein wieder entfernt. Anton Thuswaldner absolvierte in Hallein bei Jakob Adlhart und danach in Ehrwald in der Privatschule Fritz Behn die Bildhauer-Lehre. Ab 1954 war er bei den Tauernkraftwerken Kaprun beschäftigt. Seit den 1980er-Jahren war der Künstler auch international tätig.

**Gelandet, aber.** Erstmals ist die unbemannte „Starship“-Rakete des Raumfahrtunternehmens von Tesla-Gründer Elon Musk nach einem Testflug erfolgreich auf dem Testgelände in Texas gelandet. Sie explodierte dann allerdings aus bisher unbekanntem Grund. Für die Ingenieure kein Problem: Sie wollten durch den Flug lediglich Daten über den Wiedereintritt in die Erdatmosphäre sammeln. Das Problem mit den Explosionen ist bekannt: Im Dezember explodierte ein Prototyp bei der Landung, im Februar stürzte ein Prototyp auf dem Testgelände zu Boden und ging dann ebenfalls in Flammen auf. „Starship“ soll einmal Menschen und Fracht zum Mars befördern und auch wieder zurückbringen.